

Der Neue hat das Wort – Gedanken vor dem Amtsantritt in der LVB-Geschäftsleitung

Von Philipp Loretz



Nach meiner Wahl in die LVB-Geschäftsleitung fragten mich Arbeitskolleginnen und -kollegen, Freunde und Verwandte, aus welchen Beweggründen ich mich für diesen Posten beworben hatte und für welche Anliegen ich mich in meiner neuen Funktion engagieren wolle.

Anlässlich der DV/MV vom 2. April 2014 habe ich mich den Anwesenden bereits kurz vorgestellt und ein paar meiner Anliegen skizziert. Diese möchte ich an dieser Stelle mit Hilfe einer Anekdote aus den 70er Jahren, einem Ausflug in die Medizin und einem tänzerischen Angebot präzisieren.

Des Kaisers neue Kleider reloaded

An den Primarschulen im Kanton Solothurn fand früher am Ende des Schuljahres das so genannte Examen statt. Es handelte sich dabei um eine offene Prüfungslektion, die von interessierten Schulkommissionsmitgliedern, Eltern und Kolleginnen und Kollegen rege besucht wurde. Höchster Gast war jeweils der Schulinspektor, der es sich ganz im Sinne der Qualitätssicherung nicht nehmen liess, sich vor Ort höchstpersönlich von der Professionalität seines Lehrpersonals überzeugen zu lassen.

Nun wurde einem damals jungen, engagierten Primarlehrer im Vorfeld seines Examens Seltsames zugetragen: Der Schulinspektor pflegte offenbar bei all seinen Besuchen die Kinder mit den drei gleichen Fragen zu verwirren, was bei den Gästen stets für viel Rätselraten, ja sogar vereinzelt Stirnrünzeln sorgte. Unser Primarlehrer, der als Letzter vom hohen Besuch beehrt werden sollte, erkundigte sich kurzerhand bei seinen Kollegen nach dem genauen Wortlaut, rief drei zuverlässige Kinder seiner Klasse zu sich und flüsterte ihnen ins Ohr, was sie jeweils nach der ersten, der zweiten und der dritten Frage zu antworten hätten.

Die Prüfungslektion verlief reibungslos – der 36-köpfigen Klasse und den 40 Gästen zum Trotz. Der Schulinspektor zeigte sich beeindruckt, stellte sich vor die Klasse und begann: «In *einem* Fach habt ihr keine Note erhalten, in welchem?» Prompt meldete sich die erste eingeweihte Schülerin: «Im Fach «eine Freude bereiten».» Sichtlich überrascht ob der richtigen Antwort fragte der Inspektor weiter: «Und wem könnt ihr eine Freude bereiten?» Ohne zu zögern streckte der zweite kundige Schüler auf und rief mit strahlenden Augen: «Dem Stadtbaumeister.» Jäh durchfuhr es den guten Inspektor, dass

es hier nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Geistesgegenwärtig konterte er: «Wann sind die Solothurner zur Schlacht bei Dornach ausgezogen?» Zu seinem grossen Erstaunen schnellte wieder eine Hand nach oben und Eingeweihte Nummer drei antwortete wie aus der Kanone geschossen: «Wir können dem Stadtbaumeister eine Freude bereiten, indem wir in den Anlagen keine Blumen zertreten.»

Das Publikum quittierte die köstliche wie entlarvende Antwort mit langem, herzhaftem Lachen.

In den vergangenen 15 Jahren meiner eigenen Lehrtätigkeit als Klassenlehrer an der Oberstufe ist mir diese Anekdote gelegentlich in den Sinn gekommen. Nach dem ersten PISA-Schock zum Beispiel, als zwei freundliche Kollegen im Auftrag des AVS meinen Deutschunterricht besuchten und die Wortmeldungen meiner Schülerinnen und Schüler aufgrund eines einzigen (!) Kriteriums («Standardsprache» oder «Dialekt») bewerteten und auf einem Evaluationsbogen fein säuberlich quantitativ erfassten.

Oder als ich neulich vom Kanton Solothurn dazu angehalten wurde, die Kompetenzen meines 6-jährigen Sohnes zu beurteilen. Um herauszufinden, ob die Kinder schulreif sind, wartet der Standortbestimmungsbogen u.a. mit diesen Kompetenzen auf: «Das Kindergartenkind kann seine Zeit einteilen, die Welt differenziert wahrnehmen, zielorientiert spielen (!) und seine Stärken und Schwächen RICHTIG einschätzen.» Ich beschloss, meinem Sohn von nun an seine Fehleinschätzungen konsequent zurückzumelden; etwa, wenn er das imaginäre Tor im Garten um einen Meter verfehlt und trotzdem «Goal!» schreit.

In solchen Situationen male ich mir jeweils aus, was wohl das eingeweihte

Kind Nummer drei von damals sagen würde, um die Absurdität solcher Unterfangen bzw. Formulierungen humorvoll zu offenbaren. Heute dürfte es um die 50 Jahre alt sein. Wer weiss, ob es sich als Vater oder gar als Lehrer einmischt – oder vielleicht doch die Kirche im Dorf lässt und wie alle anderen freundlich schweigt und innerlich denkt, dass die Launen des Zeitgeistes in 50 Jahre keine Rolle mehr spielen werden.

Mit der Lehrplan-21-Lancierung und der HarmoS-Umsetzung hat die Reformhektik eine neue Dimension erreicht. Abwarten, Ignorieren oder gar Herunterspielen nach dem Motto «Die Hunde bellen, die Karawane zieht weiter» scheint mir eine allzu passive, ja fatalistische Haltung zu sein. Als LVB-Geschäftsleitungsmitglied will ich mich aktiv für den Erhalt und die umsichtige Weiterentwicklung des Erfolgsmodells «Bildung Schweiz» einsetzen.

Die von mir gelebte Haltung, trendige Modeströmungen kritisch zu hinterfragen, Bewährtes zu pflegen und Neues dosiert und nachhaltig einzubauen, birgt das Risiko, dass man von vermeintlich innovativen Reformtur-

bos in die Ecke der Ewiggestrigen gestellt wird. Ein Ausflug in die Medizin indes lässt den Hinweis unseres Bildungsdirektors, jede Schreinerei habe in den letzten Jahren mehr Reformen durchlebt als wir Lehrpersonen, in einem ganz anderen Lichte erscheinen.

Indikation Nichtstun

Der Innovationsdruck könnte einen glauben machen, dass unser Bildungssystem, welches «eine in Europa einmalige Integrationsleistung erbringt, an Lehrlingsweltmeisterschaften Goldmedaillen abräumt, die meisten Nobelpreisträger pro Kopf hervorbringt und dem Land eine rekordtiefe Jugendarbeitslosigkeit beschert»¹, schwer erkrankt sei und nur mit Hilfe eines ganzen Reigens von Therapien geheilt werden könne. Laut den Factsheets, die den Primar- und Sekundarlehrpersonen an den Bildungsorientierungsläufen verteilt wurden, scheint es angebracht so zu sein, dass ...

- bedarfsgerechte Zusammenarbeit nur noch dank von oben verordnetem kooperativem Professionsverständnis gelinge.
- der Unterricht mittels Inszenierungsvielfalt und effektivem Klassenmanagement reanimiert werde.

- die Schülerinnen und Schüler die besten Resultate erzielten, wenn sie ihr Lernen als selbstgesteuerten, reflexiven und dialogischen Prozess erkennen würden.
- eine evidenzbasierte Diagnose mit Hilfe von standardisierten, empirisch validierten bzw. kalibrierten Leistungsschecks überhaupt erst ermöglicht werde.

Mal ganz abgesehen von der akrobatischen Sprache, deren Worthülsen Leere und Orientierungslosigkeit zu maskieren versuchen, drängt sich die Frage auf, was denn mit all diesen Massnahmen bewirkt werden soll.

Hätten Sie es gewusst? Lediglich 50 Prozent der medizinischen Interventionen verfügen gemäss Prof. Peter Meier-Abt, Präsident der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMV), über einen strengen Wirkungsnachweis. Bei den anderen 50 Prozent stütze man sich lediglich auf Pseudowissen. Meier-Abt regt an, dass es vielfach gescheiter wäre, dieses Pseudowissen als solches zu deklarieren. Dieses Eingeständnis führe dann meistens dazu, dass man eher nichts tue, als dass man etwas unternehme, von dem man nicht wisse,



ob es tatsächlich wirke. Weiter gibt er zu bedenken, dass unerwünschte Nebenwirkungen in der Medizin immer unterschätzt würden. Man kenne die Risiken zwar sehr früh, wolle sie aber nicht wahrhaben. Man verdränge sie, bis es dann gar nicht mehr gehe.²

Ersetzt man im obigen Abschnitt die Begriffspaare «medizinisch/Medizin» mit «bildungspolitisch/Bildungspolitik», offenbart sich ein geradezu verblüffender Wiedererkennungseffekt. Genau wie in der Medizin lassen sich Bildungsverantwortliche dazu verleiten, «Dinge zu tun [...], deren Nutzen unklar ist, deren Nebenwirkungen und Risiken relativ gross sind. Trotzdem werden sie gemacht, weil das System halt Geld daran verdient.»³

Im Gegensatz zur Bildung beginnt die Medizin allmählich zu begreifen, dass weniger mehr sein kann. In ihrem Positionspapier «Nachhaltige Medizin» fordert die SAMV die Fachgesellschaften auf, «eine Liste mit 10 Interventionen zu erstellen, die offensichtlich unnötig sind und daher nicht mehr durchgeführt werden sollten.» Denn: «Die Haltung, möglichst alles zu machen und zwar möglichst sofort, sollte ersetzt werden durch die Haltung, genug zu machen, aber nicht zu viel.»⁴

Ich finde diese Einstellung der SAMV bemerkenswert und würde es unseren Schülerinnen und Schülern gönnen, wenn die Einsicht «wenn weniger Medizin mehr ist» bald auch bei den Bildungsverantwortlichen ankäme und sie ihr Tun oder eben ihr «Nicht-Tun» entsprechend überdenken würden. Dafür braucht es Bodenhaftung, Ehrlichkeit und Mut. Denn «am Nichtsmachen verdient man meistens nichts, am Machen hingegen schon.»⁵

Ein tänzerisches Angebot

Die Paartänzerinnen und -tänzer unter Ihnen wissen, dass ohne eine gute Ba-

lance auf dem Parkett im wahrsten Sinne des Wortes nichts läuft. Auch ein noch so schönes Lachen oder der betörendste Showeffekt kann auf Dauer nicht darüber hinwegtäuschen, dass Sie Ihre Basic-Schritte nicht beherrschen.

Was landläufig als «Führen» bezeichnet wird, nennen Turniertanzpaare «Connection». Die einstudierte, höchst komplexe Choreografie kann nur gemeinsam getanzt werden, wenn Partnerin und Partner spüren, wo sich ihr Gegenüber befindet. Dies geschieht über sanften Druck und Gegendruck, der bei eingespielten Turnierpaaren in den höheren Klassen kaum spürbar ist.

Anfänger glauben oft, dass sich die «Connection» verbessere, wenn möglichst viel Druck aufgebaut wird. Die Folge: Sie verschwenden viel Kraft und kommen kaum vom Fleck. Von aussen wirkt das Tanzen verkrampft. Die Wertungsrichter schauen weg, die nötigen Marks für das Erreichen der nächsten Runde bleiben aus.

Auch wenn sich eine Tanzpartnerschaft deutlich von einer Sozialpartnerschaft⁶ zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden unterscheidet, lassen sich in ihrem Wesen doch einige Parallelen erkennen: Druck führt zu Gegendruck, zu Verkrampfung und schliesslich zu Stillstand.

Will man dem «Publikum» – den Schülerinnen und Schülern respektive deren Eltern – etwas «bieten», müssen beide Parteien bereit sein, sich tatsächlich auf die Tanzfläche, ins Schulzimmer hinein, zu begeben. Eine gute Bodenhaftung, das nötige Taktgefühl und die Bereitschaft, auf den anderen einzugehen, sind wesentliche Grundvoraussetzungen, die dazu beitragen, dass die gemeinsam (!) einstudierte Choreografie auch wirklich zu Ende getanzt werden kann, sodass die Chance besteht, die nächste Runde zu erreichen.

In anderen Worten: Der Bildungstanz gelingt nur, wenn sich die Partner auf Augenhöhe begegnen. So lautet denn die Devise: Weniger «top down» – mehr Connection!

Als ehemaliger Turniertänzer lade ich interessierte Bildungsverantwortliche des Kantons gerne zu einem mehrfach erprobten Crashkurs nach Aesch ein, der sich ausnahmslos am Prinzip des «learning by doing» orientiert. Das geht ganz ohne Selbstreflexion und Kompetenzraster. Und der abschliessende Check – pardon, die abschliessende Präsentation – findet weder in Bologna noch in Pisa statt, sondern in Liestal.

Sie, liebe LVB-Mitglieder, lade ich herzlich ein, Ihre Stimme einzubringen. Als nebenberuflicher Funker bin ich auf vielen Frequenzen erreichbar und spreche mehrere Sprachen. Ich freue mich, auf einen regen Austausch mit Ihnen und hoffe, viele von Ihnen persönlich kennenzulernen.

¹ Alain Pichard, «Aufstand gegen die Bildungsbürokraten», Die Weltwoche 49/2013

^{2, 3, 5} Prof. Peter Meier-Abt, DRS 2, Kontext, Indikation Nichtstun – wenn weniger Medizin mehr ist, 14. Mai 2014

⁴ Nachhaltige Medizin, Positionspapier der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften SAMV, <http://www.samw.ch/de/Publikationen/Positionspapiere.html>

⁶ «Der Begriff Sozialpartnerschaft bezeichnet das kooperative Verhältnis der Sozialpartner (vor allem Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände) mit dem Ziel, Interessengegensätze durch Konsenspolitik zu lösen und offene Konflikte einzudämmen.» (Wikipedia)